

Noah Lindholm

# Leseprobe - Die Seele, die nichts mehr wollte

Warum wahre Freiheit erst beginnt,  
wenn du aufhörst, perfekt sein zu müssen

# Vorwort:

Ich bin müde vom Versuchen.

Ich habe meditiert, manifestiert, Journale geschrieben, Atemtechniken geübt, Bücher verschlungen, Retreats besucht. Ich habe mich optimiert, bis es wehtat. Ich habe versucht, loszulassen, zu kontrollieren, zu suchen, zu kämpfen, zu verstehen. Ich habe alles getan, was die Bücher empfehlen. Und wisst ihr was? Es hat funktioniert. Manchmal. Für ein paar Stunden. Vielleicht für einen Tag.

Und dann bin ich wieder rausgefallen.

Jedes Mal. Zuverlässig. Wie ein Kind, das auf eine Mauer klettert, für einen Moment die Aussicht genießt und dann wieder runterrutscht. Und der Aufprall wurde jedes Mal härter, weil ich wusste, wie es sich da oben anfühlt.

Irgendwann habe ich verstanden, woran es lag. Es lag nicht daran, dass ich nicht genug tat. Es lag daran, dass ich den jetzigen Moment ablehnte. Immer. Leise, fast unbemerkt, aber zuverlässig. Da war immer dieser Widerstand: Das hier ist nicht genug. Ich bin nicht genug. Es müsste anders sein.

Und dieser Widerstand trennte mich von dem, was ich wirklich wollte.

Was ich wirklich will, ist so einfach, dass es mich manchmal beschämt, es auszusprechen: Ich will verliebt sein ins Leben. In alles. In den Regen und in die Sonne und in den Stau auf der Autobahn und in den Schmerz und in die Stille und in das Chaos. Ich will ankommen. Nicht irgendwo. Hier. In mir. In der Welt. Ich will einverstanden sein mit dem was ist. Nicht weil alles gut ist. Sondern weil der Kampf dagegen mich nur von dem trennt, wonach ich mich sehne.

Frieden. Freiheit. Einssein.

Ich habe erlebt, wie sich alle Probleme auflösen, wenn Liebe da ist. Einfach so. Ohne Anstrengung. Und ich habe erlebt, wie dieselben Probleme im Denken nur größer werden, schwerer, erdrückender. Ich habe erlebt, wie ich nach einer reichhaltigen Mahlzeit immer noch hungrig war, weil meine Seele etwas anderes brauchte als mein Magen. Meine Seele braucht Liebe. Nicht die Liebe aus den Filmen. Nicht die Liebe, die man verdienen muss. Sondern die Liebe, die übrig bleibt, wenn man aufhört, sie zu suchen.

In dieser Sehnsucht fand ich Marguerite Porete. Eine Frau aus dem Mittelalter, verbrannt als Ketzerin, die vor über siebenhundert Jahren einen Satz aufgeschrieben hat, der mich traf wie etwas, das ich schon immer wusste, aber nie aussprechen konnte:

Die Seele, die nichts mehr will, ist frei.

Dieses Buch ist mein Versuch, diesen Satz zu leben. Nicht ihn zu erklären. Zu leben.

Du wirst drei Menschen kennenlernen. Isabelle, eine junge Begine im Jahr 1410, die ein verbotenes Manuskript findet und dafür alles riskiert. Matthäus, einen Dominikaner im Jahr 1520, der merkt, dass seine Theologie ihm nichts mehr sagt. Und Clara, eine Frau in unserer Zeit, die alles erreicht hat und spürt, dass es nichts ist.

Ihre Geschichten sind erfunden. Die Sehnsucht darin ist meine. Und vielleicht auch deine.

Lies langsam. Wenn ein Satz dich trifft, lies nicht weiter. Bleib dort. Atme. Das ist der Punkt, an dem das Buch anfängt, mit dir zu arbeiten.

Und wenn du an einer Stelle lachen musst und an einer anderen weinst: Gut. Dann funktioniert es.

Markus Dirksen

Frühling 2026

# Hinweis an den Leser

Marguerite Porete hat gelebt.

Sie war Begine, Mystikerin und Autorin eines einzigen Buches. Am 1. Juni 1310 wurde sie in Paris verbrannt, zusammen mit ihrem Manuskript. Sie war einundsechzig Jahre alt und hatte achtzehn Monate lang geschwiegen. Kein Wort zu ihrer Verteidigung. Kein Widerruf. Nichts.

Ihr Buch hat trotzdem überlebt. Abschriften tauchten über Jahrhunderte hinweg auf, versteckt in Bibliotheken, zugeschrieben an Männer, die es nicht geschrieben hatten. Erst 1946 fand man heraus, wem es wirklich gehörte.

Isabelle, Matthäus und Clara sind frei erfunden. Was sie durchleben, ist es nicht.

Im Anhang dieses Buches findest du Marguerites Lehre vollständig und in heutiger Sprache. Dort steht auch, warum ihre Ideen vor siebenhundert Jahren gefährlich genug waren, um dafür zu sterben.

Lies den Roman zuerst. Er wird dir sagen, ob du den Anhang brauchst.

# Prolog

*Place de Grève, Paris. 1. Juni 1310.*

Der Geruch war das Schlimmste.

Nicht das Feuer. Nicht die Hitze, die selbst in zwanzig Schritt Entfernung das Gesicht versengte. Der Geruch. Süßlich und falsch, wie verbranntes Haar, gemischt mit etwas, das Aimée nicht benennen wollte.

Sie stand am Rand des Platzes, eingeklemmt zwischen einem Fasskarren und einer Frau, die ihrem Kind die Augen zuhielt. Das Kind wehrte sich. Es wollte sehen.

Aimée wollte nicht sehen. Aber sie konnte nicht wegsehen.

Sie war siebzehn. Dünn, mit Händen, die nach Lauge und Flachs rochen, weil sie seit vier Uhr morgens Wäsche gewaschen hatte. Ihre Knie zitterten. Nicht vor Kälte.

Vor ihr, auf dem hölzernen Podest, das sie in der Nacht gebaut hatten, brannte eine Frau.

Nein. Das stimmte nicht ganz.

Zuerst brannte ein Buch.

• • •

Sie hatten das Manuskript in einen Korb gelegt, direkt neben den Pfahl, und es angezündet, bevor sie die Frau daran banden. Ein

Priester hatte laut vorgelesen, was darin stand, aber sein Latein war so schnell und so voller Verachtung, dass Aimée kaum ein Wort verstand.

Sie brauchte es nicht zu verstehen. Sie kannte die Sätze.

Schwester Berthe hatte sie ihr vorgelesen, spät abends, wenn die anderen schliefen. In dem kleinen Raum über der Werkstatt, wo es nach Kerzentalg und feuchtem Stein roch. Berthes Stimme war leise gewesen, fast tonlos, als hätte sie Angst, die Worte könnten durch die Wände dringen.

Aimée erinnerte sich an einen Satz. Nur einen. Er hatte sich in sie hineingebohrt wie ein Splitter, den man nicht herausbekommt: Die Seele, die nichts mehr will, ist frei.

Sie hatte Berthe gefragt, was das bedeutet.

Berthe hatte lange geschwiegen. Dann hatte sie gesagt: „Frag mich in zehn Jahren noch einmal.“

Das war vor drei Jahren gewesen. Berthe war letzten Winter gestorben. Fieber.

Aimée würde sie nie wieder fragen können.

• • •

Die Flammen hatten jetzt den Pfahl erreicht. Die Frau, Marguerite, stand aufrecht. Ihre Augen waren offen.

Das war es, was Aimée nicht verstand. Nicht die Theologie, nicht die Anklage, nicht die achtzehn Monate Schweigen vor Gericht. Sondern die Augen.

Sie sahen aus wie die Augen von jemandem, der aus einem Fenster schaut und draußen etwas Schönes sieht. Etwas, das sonst niemand sehen kann.

Kein Schmerz. Keine Wut. Keine Angst.

Aimée hatte Menschen sterben sehen. Ihren Vater, der sich an die Bettdecke klammerte, als könnte er sich festhalten. Ihre kleine Schwester, die schrie. Den alten Müller am Fluss, der fluchte und um Gnade bettelte, als sie ihn wegen Diebstahl aufhängten.

Marguerite bettelte nicht. Sie klammerte sich nicht fest.

Sie sah aus wie jemand, der losgelassen hat.

• • •

Der Wind drehte. Aimée schmeckte Asche auf der Zunge und würgte. Neben ihr übergab sich ein Mann auf seine eigenen Schuhe und fluchte leise.

Und dann sah Aimée das Blatt.

Es löste sich aus dem Korb, wo die letzten Reste des Manuskripts glommen. Ein einzelnes Stück Pergament, die Ränder angekohlt, vom Aufwind erfasst. Es stieg. Es drehte sich. Es segelte über die Köpfe der Menge, über die Gasse mit den Gerberhäusern, über den Fluss.

Aimée folgte dem Blatt mit den Augen, bis es verschwand.

Sie dachte: Das war nicht der Wind. Das war sie. Sie hat es losgelassen.

Es war ein verrückter Gedanke. Der Gedanke eines siebzehnjährigen Mädchens, das zu viel Rauch eingeatmet hatte und zu wenig geschlafen hatte und dessen Knie nicht aufhörten zu zittern.

Aber der Gedanke blieb.

• • •

Aimée ging nach Hause. Sie wusch die Wäsche fertig. Sie aß eine Scheibe Brot, das nach nichts schmeckte. Sie legte sich auf ihre Pritsche und starrte an die Decke.

Die Seele, die nichts mehr will, ist frei.

Sie verstand den Satz immer noch nicht.

Aber zum ersten Mal hatte sie gesehen, wie er aussieht. In den Augen einer Frau, die brannte und nicht schrie.

• • •

Das Blatt würde reisen.

Nicht weit, nicht schnell. Es würde in einer Dachrinne landen, aufgeweicht vom Regen, getrocknet von der Sonne. Ein Kind würde es finden und als Spielzeug benutzen. Ein Händler würde es in eine Kiste legen, ohne zu lesen was darauf stand. Es würde wandern, von Hand zu Hand, von Stadt zu Stadt, von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Es würde in einer deutschen Klosterbibliothek zwischen zwei Predigtsammlungen rutschen, wo ein junger Dominikaner namens Matthäus es zweihundert Jahre später finden würde, zufällig, an einem Dienstagnachmittag, der sein Leben verändern sollte.

Es würde in einem Antiquariat in Berlin landen, eingeklebt in ein Buch, das eine Frau namens Clara für drei Euro kaufen würde, weil ihr der Einband gefiel.

Und jedes Mal, wenn jemand die verblassten Worte auf diesem Blatt las, würde dasselbe geschehen:

Etwas würde still werden.

Etwas würde aufhören zu kämpfen.

Und für einen kurzen Moment, manchmal nur für einen Atemzug, würde jemand spüren, wie es sich anfühlt, nichts mehr werden zu müssen.

Aimée spürte es jetzt. Auf ihrer Pritsche, in der Dunkelheit, mit dem Geschmack von Asche im Mund.

Sie weinte. Nicht vor Trauer. Nicht vor Angst.

Vor Erleichterung.

Als hätte jemand in ihr einen Knoten gelöst, von dem sie nicht wusste, dass er da war.

# Kapitel 1 - Die Seiten, die verbrennen (Isabelle)

*Isabelle • Flandern, 1410*

Der Raum roch nach nasser Wolle und Bienenwachs.

Isabelle kniete auf dem Steinboden und schrubte. Seit einer Stunde. Ihre Knie brüllten, ihre Finger waren aufgeweicht und rot, und das Wasser im Eimer hatte die Farbe von verdünntem Schlamm. In der Ecke, auf einem Schemel, saß Schwester Madeleine und strickte. Sie strickte immer. Isabelle war sich nicht sicher, ob Madeleine jemals etwas anderes tat als stricken und urteilen.

„Isabelle.“ Madeleines Stimme klang wie das Klicken ihrer Nadeln. Trocken. Rhythmisch. Ohne Wärme. „Du hast eine Stelle ausgelassen. Dort, unter der Bank.“

Isabelle atmete aus. Sie kroch unter die Bank, drückte den Lappen auf den Stein und rieb. Unter der Bank war es dunkel und staubig. Etwas Kleines huschte an ihrer Hand vorbei. Eine Spinne wahrscheinlich. Oder eine Maus.

„Danke“, sagte sie leise, an die Maus gerichtet. „Wenigstens du urteilst nicht.“

„Was hast du gesagt?“

„Ein Gebet, Schwester.“

Madeleine machte ein Geräusch, das entweder Zufriedenheit oder Verachtung bedeutete. Bei Madeleine war beides dasselbe.

• • •

Isabelle war zweiundzwanzig und seit vier Jahren in der Beginengemeinschaft am Rand von Brügge. Sie war nicht hier, weil sie Gott liebte. Sie war hier, weil ihre Mutter gestorben war und ihr Vater sie an einen Mann verheiraten wollte, der nach Bier roch und dessen erste Frau unter ungeklärten Umständen in einen Brunnen gefallen war.

Die Beginengemeinschaft war kein Kloster. Die Frauen hier legten kein Gelübde ab. Sie konnten gehen, wann sie wollten. Sie arbeiteten, beteten, lebten zusammen. Manche waren fromm. Manche waren praktisch. Manche waren beides.

Isabelle war weder das eine noch das andere. Sie war hier, weil es der einzige Ort war, an dem eine Frau ohne Mann existieren durfte, ohne als Hure zu gelten.

Das hatte sie einmal laut gesagt. Schwester Madeleine hatte danach drei Tage lang nicht mit ihr gesprochen, was Isabelle als den friedlichsten Zeitraum ihres gesamten Aufenthalts empfand.

• • •

Am Abend, nach dem Gebet, ging Isabelle in den Waschraum, um sich die Hände zu wärmen. Das Feuer dort brannte länger als in den Schlafräumen, weil die nassen Tücher trocknen mussten. Sie setzte sich auf den Boden, zog die Knie an die Brust und starrte in die Flammen.

Sie dachte an ihre Mutter. An den Geruch von frisch gebackenem Brot in ihrer Küche. An die Art, wie ihre Mutter morgens summt, ohne es zu merken, als wäre Freude etwas, das man nicht kontrollieren kann.

Isabelle summt nie.

„Sitzt du hier wieder alleine?“

Isabelle drehte sich um. In der Tür stand Agnes. Klein, rund, mit einem Gesicht, das immer so aussah, als hätte sie gerade einen Witz gehört, den sie noch niemandem erzählt hatte. Agnes war fünfzig, vielleicht älter, und die einzige Person in dieser Gemeinschaft, die Isabelle nicht das Gefühl gab, falsch zu sein.

„Ich wärme mir die Hände“, sagte Isabelle.

„Du wärmst dir die Seele, Kind.“ Agnes setzte sich neben sie, mit einem Ächzen, das verriet, dass ihre Knie ähnlich über das Knien dachten wie Isabelles. „Ich kenne den Unterschied. Ich mache das seit dreißig Jahren.“

Sie saßen eine Weile schweigend. Das Feuer knackte. Draußen regnete es, und der Regen trommelte gegen die Fensterläden wie jemand, der reingelassen werden will.

„Agnes?“

„Hm.“

„Glaubst du, dass Gott möchte, dass wir glücklich sind?“

Agnes sah sie an. Lange. Ihr Gesicht verlor für einen Moment den Ausdruck des verborgenen Witzes.

„Ich glaube“, sagte sie langsam, „dass Gott möchte, dass wir aufhören, ihm vorzuschreiben, wie unser Glück auszusehen hat.“

Isabelle runzelte die Stirn. Das war typisch Agnes. Eine Antwort, die gleichzeitig alles sagte und nichts erklärte.

„Warte hier“, sagte Agnes plötzlich. Sie stand auf, langsamer als sie sich gesetzt hatte, und verschwand im Flur.

Isabelle wartete. Das Feuer knackte. Der Regen trommelte. Eine Maus raschelte hinter der Wand. Isabelle lächelte. Die Maus aus dem Gemeinschaftsraum hatte offenbar Verwandte.

• • •

Agnes kam zurück. Sie trug etwas unter ihrem Umhang, dicht an den Körper gepresst, als wäre es ein Säugling. Als sie sich wieder setzte, legte sie es vorsichtig auf Isabelles Knie.

Es war ein Buch.

Kein richtiges Buch. Eine Sammlung von Blättern, zusammengebunden mit einer dünnen Lederschnur, die Seiten vergilbt und fleckig. Manche Ränder waren angesengt, als hätte jemand sie aus einem Feuer gezogen. Die Schrift war eng und klein, in einem Französisch, das Isabelle lesen konnte, aber das anders klang als alles, was sie kannte.

„Was ist das?“ Isabelle berührte die erste Seite mit den Fingerspitzen, vorsichtig, als könnte sie zerbrechen.

„Etwas, das es nicht geben dürfte“, sagte Agnes. Ihre Stimme war leise geworden. Nicht aus Angst, sondern aus Ehrfurcht. „Eine Frau hat es geschrieben. Vor hundert Jahren. Sie haben sie dafür verbrannt.“

Isabelle zog die Hand zurück, als hätte sie sich an den Seiten verbrannt.

„Verbrannt?“

„In Paris. Auf dem Marktplatz. Vor allen Leuten.“ Agnes strich mit dem Daumen über den Einband. „Meine Lehrerin hat es von ihrer Lehrerin bekommen. Die hat es von einer Frau, die dabei war. Eine Begine. Wie wir.“

Isabelle starrte auf das Manuskript. Im Feuerschein sahen die angesengten Ränder aus wie Narben.

„Warum gibst du mir das?“

„Weil du die richtige Frage gestellt hast.“ Agnes sah sie an, und in ihren Augen war etwas, das Isabelle nicht einordnen konnte. Trauer? Freude? Beides? „Lies die erste Seite. Nur die erste. Dann bring es mir zurück. Und erzähle niemandem davon. Hörst du? Niemandem.“

Agnes stand auf, legte Isabelle eine Hand auf den Kopf, kurz und warm, wie ein Segen, der keinen Priester braucht. Dann ging sie.

• • •

Isabelle blieb allein. Mit dem Feuer, dem Regen und einem Buch, für das eine Frau gestorben war.

Sie öffnete die erste Seite.

Die Schrift war klein, stellenweise verwischt, und manche Buchstaben hatten Formen, die Isabelle nicht sofort erkannte. Sie bewegte die Lippen beim Lesen, langsam, wie ein Kind, das eine neue Sprache lernt.

Der erste Absatz handelte von der Seele. Von einer Seele, die durch sieben Stufen geht. Isabelle verstand nicht alles. Aber dann, am Ende der Seite, stand ein Satz, der so einfach war, dass er keine Erklärung brauchte.

Die Seele, die nichts mehr will, ist frei.

Isabelle las den Satz dreimal.

Beim ersten Mal verstand sie die Worte.

Beim zweiten Mal spürte sie, wie etwas in ihrer Brust eng wurde, als hätte jemand eine Tür geöffnet, die sie nicht öffnen wollte.

Beim dritten Mal kamen die Tränen.

Sie wusste nicht warum. Der Satz war nicht traurig. Er war nicht fröhlich. Er war etwas anderes. Etwas, für das sie kein Wort hatte.

Wahr. Das Wort war: wahr.

Und gleichzeitig unmöglich. Denn alles in Isabelles Leben basierte auf Wollen. Sie wollte sicher sein. Sie wollte dazugehören. Sie wollte nicht wie ihre Mutter enden, die alles gegeben hatte und deren Lohn ein frühes Grab und ein Mann war, der nicht einmal zum Begräbnis kam.

Nichts mehr wollen? Das war kein Versprechen. Das war ein Todesurteil.

Und trotzdem.

Trotzdem brannte der Satz. Wie die Kerze neben ihr, die jetzt so niedrig war, dass das Wachs über den Rand lief und auf den Steinboden tropfte. Leise. Stetig. Ohne Eile.

• • •

Isabelle klappte das Manuskript zu. Sie drückte es an ihre Brust, dort wo es wehtat, und schloss die Augen.

Der Regen hatte aufgehört.

Die Stille, die kam, war so vollkommen, dass Isabelle für einen Moment dachte, die Welt hätte aufgehört zu existieren.

Dann hörte sie ihren eigenen Atem. Und im Atem etwas, das sie nicht benennen konnte.

Eine Unruhe.

Nicht die Unruhe der Angst. Nicht die Unruhe der Sehnsucht.

Die Unruhe von jemandem, der gerade begriffen hat, dass die Tür, nach der er sein ganzes Leben gesucht hat, die ganze Zeit offen stand.

## Kapitel 2 - Der gelehrte Zweifel (Matthäus)

*Matthäus • Erfurt, 1520*

Die Bibliothek roch nach totem Wissen.

Das war Matthäus' erster Gedanke an jenem Dienstagnachmittag, und er schämte sich sofort dafür. Ein Dominikaner, der die Bibliothek seines eigenen Klosters als tot bezeichnete. Wenn Prior Heinrich das hören könnte, würde er ihm drei Wochen Schweigeexerziten aufbrummen. Mindestens.

Matthäus war sechsundzwanzig, hager, mit Augenringen, die seine Mitbrüder auf fromme Nächte zurückführten. In Wahrheit lagen sie an den Büchern. Er las zu viel und betete zu wenig, und er wusste es, und er konnte nicht damit aufhören.

Er suchte eine Predigt des Chrysostomus, die Prior Heinrich für die Sonntagsmesse brauchte. Dritter Gang, zweites Regal von oben, irgendwo zwischen den Augustinus-Kommentaren und einer Sammlung päpstlicher Bullen, die so langweilig war, dass selbst die Mäuse daran vorbeiliefen.

Er stieg auf die Leiter. Die Sprossen knarrten. Das ganze Kloster knarrte, als würde es langsam müde, aufrecht zu stehen.

„Bruder Matthäus?“

Die Stimme kam von unten. Bruder Konrad, der Bibliothekar, ein Mann, der aussah, als wäre er mit den Büchern zusammen gealtert: grau, staubig, mit einem Rücken, der sich der Form der Regale angepasst hatte.

„Ja?“

„Fall nicht wieder runter. Letztes Mal hat die Leiter drei Tage zum Reparieren gebraucht.“

„Die Leiter hat sich erholt. Mein Steißbein nicht.“

Konrad machte ein Geräusch, das bei einem anderen Menschen ein Lachen gewesen wäre, und schlurfte davon.

• • •

Matthäus fand die Chrysostomus-Predigt. Er zog den Band heraus, und dabei rutschte der Band daneben nach vorne. Aus dem Spalt zwischen den Büchern fiel etwas. Es flatterte nach unten und landete auf dem Steinboden wie ein müder Vogel.

Er stieg die Leiter hinab, vorsichtiger als sonst, und hob es auf.

Ein Blatt. Pergament. Alt, sehr alt. Die Ränder waren dunkel, fast schwarz, als hätte jemand sie aus einem Feuer gezogen. Die Schrift war Französisch, eng, in einer Handschrift, die nicht zu den Predigtsammlungen in diesem Regal passte.

Matthäus sprach Französisch. Sein Vater war Händler gewesen, bevor er ihn ins Kloster gab, und hatte darauf bestanden, dass sein Sohn die Sprache des Handels lernte. Es war eine der wenigen nützlichen Dinge, die sein Vater ihm hinterlassen hatte. Die andere war ein grundlegendes Misstrauen gegenüber jedem, der behauptete, die Wahrheit zu kennen.

Er hielt das Blatt ins Licht, das durch das schmale Fenster fiel. Staubpartikel tanzten in dem Strahl, als würden sie dem Text zuhören wollen.

Er las.

Der Text handelte von der Seele. Von einer Seele, die durch verschiedene Stufen geht, wie ein Wanderer, der einen Berg besteigt und auf jeder Höhe etwas zurücklässt. Erst die Sünde. Dann die Tugend. Dann den Willen selbst.

Matthäus runzelte die Stirn. Das Zurücklassen der Sünde: klar. Das Zurücklassen der Tugend: problematisch. Das Zurücklassen des Willens: Ketzerei. Mindestens.

Er las weiter.

Am unteren Rand des Blattes, in einer Schrift, die kleiner war als der Rest, als hätte der Schreiber Angst gehabt, dass jemand es liest, stand ein Satz:

Die Seele, die nichts mehr will, ist frei.

Matthäus stand still. Das Staubpartikel-Ballett im Lichtstrahl ging weiter, aber er sah es nicht mehr.

Er kannte diesen Gedanken.

Nicht diesen Satz. Aber diesen Gedanken. Er hatte ihn gelesen, vor Jahren, in einer Abschrift, die nie hätte in der Klosterbibliothek sein dürfen. Predigten eines Meisters aus Köln, der Eckhart hieß und der Dinge gesagt hatte, für die man ihn nach seinem Tod verurteilte.

Der Grund der Seele und der Grund Gottes sind ein und derselbe Grund.

Matthäus hatte diesen Satz damals gelesen und etwas gefühlt, das er nur als Schwindel beschreiben konnte. Nicht den Schwindel der Angst. Den Schwindel der Höhe. Als stehe man plötzlich auf einem Gipfel, von dem man nicht wusste, dass man ihn bestiegen hat.

• • •

Er steckte das Blatt in seinen Ärmel. Sein Herz schlug schneller. Das war dumm. Es war ein Stück Pergament, kein Dolch. Aber es fühlte sich gefährlicher an als alles, was er je in den Händen gehalten hatte.

Er brachte die Chrysostomus-Predigt zu Prior Heinrich, der sie entgegennahm, ohne aufzublicken.

„Hast du sie gelesen?“, fragte Heinrich.

„Natürlich, Prior.“

„Und?“

„Chrysostomus sagt, Gott möchte unseren Gehorsam mehr als unser Opfer.“

Heinrich nickte zufrieden. Das war die richtige Antwort. Die sichere Antwort. Die Antwort, die Matthäus seit sechs Jahren gab, weil sie keinen Ärger machte.

Er ging zurück in seine Zelle. Sie war klein, kalt und hatte ein Fenster, das auf den Klostergarten hinausging, wo im Frühling die Apfelbäume blühten. Jetzt, im Februar, war da nur Grau.

Er setzte sich auf seine Pritsche und zog das Blatt aus dem Ärmel.

Die Seele, die nichts mehr will, ist frei.

Das Problem war nicht der Satz. Das Problem war, dass Matthäus ihm glaubte.

Sechs Jahre lang war er jeden Morgen um vier Uhr aufgestanden, hatte gebetet, gesungen, gelesen, gepredigt, gefastet, gebeichtet. Sechs Jahre lang hatte er versucht, Gott durch Disziplin zu erreichen. Durch Wissen. Durch theologische Präzision.

Und jetzt lag ein verkohltes Stück Pergament auf seinen Knien und sagte ihm: Hör auf. Hör einfach auf.

Er legte sich hin. Er starrte an die Decke, wo ein Wasserfleck die Form einer Wolke hatte. Oder eines Auges. Je nachdem, wie man hinschaute.

„Wer bist du?“, flüsterte er. Nicht an Gott. An die Frau, die diese Worte geschrieben hatte. An jemanden, der vor zweihundert Jahren gelebt und offenbar genau dasselbe gefühlt hatte wie er jetzt, in dieser kalten Zelle, mit diesem brennenden Satz auf den Knien.

Keine Antwort. Nur das Knarren des Klosters. Und der Wind, der an dem Fenster rüttelte, als wollte er rein.

Oder als wollte er sagen: Komm raus.

# Kapitel 3 - Was übrig bleibt (Clara)

*Clara • Berlin, 2026*

Claras Morgen hatte eine Taktung wie ein Schweizer Uhrwerk, und sie hasste jede einzelne Sekunde davon.

5:30 Uhr: Wecker. Kein Ton, sondern sanftes Licht, das die Schlaf-App steuerte. Die App hatte ihre REM-Phasen analysiert und den optimalen Aufwachzeitpunkt berechnet. Clara fragte sich manchmal, ob die App auch berechnen konnte, warum sie trotzdem müde war. Immer. Seit Monaten.

5:35 Uhr: Atemmeditation. Zehn Minuten. Eine KI-Stimme, die klang wie eine Mischung aus Yogalehrerin und Wetterfee, sagte ihr, sie solle in den Bauch atmen und ihre Gedanken ziehen lassen. Claras Gedanken zogen nirgendwohin. Sie saßen fest wie Kaugummi unter einem Stuhl.

5:45 Uhr: Journaling. Drei Seiten. Ihr KI-Assistent hatte ihr vorgeschlagen, jeden Morgen drei Dinge aufzuschreiben, für die sie dankbar war. Heute schrieb sie: 1. Kaffee. 2. Dass das WLAN funktioniert. 3. Nichts. Mir fällt kein drittes ein.

Sie starrte auf das Nichts. Dann strich sie es durch und schrieb: 3. Dass ich schreiben kann. Das war gelogen, aber es sah besser aus als Nichts.

• • •

Clara war vierunddreißig, Beraterin bei einer Unternehmensberatung, die sich auf „achtsamkeitsbasierte Führung“ spezialisiert hatte. Sie coachte Geschäftsführer darin, authentisch zu sein. Sie selbst hatte

seit Wochen nicht mehr authentisch geantwortet, wenn jemand fragte, wie es ihr geht.

„Super! Voll im Flow!“

Das sagte sie. Jedes Mal. Und jedes Mal schmeckte der Satz nach alter Pappe.

Sie optimierte alles. Ihren Schlaf, ihre Ernährung, ihre Meetings, ihre Beziehungen. Sie hatte eine App für die Herzratenvariabilität, eine für Mikronährstoffe, eine, die ihr per KI den perfekten Tagesablauf erstellte. Morgens grüner Smoothie, mittags Proteinbowl, abends leichte Kost. Viermal die Woche Sport. Zweimal Yoga. Einmal Therapie, obwohl sie ihrer Therapeutin gegenüber nicht halb so ehrlich war wie gegenüber ihrer Schlaf-App.

Alles lief. Alles funktionierte. Alles war durchoptimiert.

Und sie war so leer, dass es wehtat.

• • •

Am Samstag, weil die KI ihr vorgeschlagen hatte, „eine unstrukturierte Aktivität zur Förderung der Kreativität“ einzuplanen, ging Clara in ein Antiquariat.

Es war ein Laden in Kreuzberg, eingequetscht zwischen einem veganen Café und einem Friseur, der nur Termine über Instagram vergab. Der Laden hieß „Zeitfenster“ und sah aus, als hätte die Zeit selbst ihn vergessen. Bücherwände bis zur Decke, der Geruch von altem Papier und Staub, eine Katze, die auf einem Stapel Enzyklopädien schlief und Clara mit einem Auge musterte, als wollte sie sagen: Ich bin hier die Chefin. Du bist Gast.

Clara mochte Katzen. Sie hatte keine, weil ihr Tagesplan keine Haustiere vorsah.

Sie ging durch die Gänge, ohne etwas Bestimmtes zu suchen. Das allein war schon ungewöhnlich. Clara suchte immer etwas Bestimmtes. Effizienz war ihr Lebensprinzip. Zielloos in einem Antiquariat herumzulaufen, fühlte sich an wie ein kleiner Akt der Rebellion.

Ganz hinten, in einer Ecke, die das Tageslicht offenbar aufgegeben hatte zu erreichen, stand ein Regal mit der Aufschrift „Spiritualität / Mystik / Diverses“. Clara griff nach einem Buch, ohne hinzusehen. Es war ein schmaler Band, in braunem Leinen gebunden, ohne Titel auf dem Rücken. Der Einband fühlte sich warm an, was keinen Sinn ergab, weil der Laden kalt war.

Sie schlug es auf.

Auf der dritten Seite, zwischen zwei bedruckten Seiten, die sie nicht lesen konnte, weil sie auf Altfranzösisch waren, klebte ein Blatt. Dünnes Pergament, die Ränder dunkel, fast schwarz. Jemand hatte es mit bräunlichem Kleber befestigt, der so alt war, dass er an einer Ecke bereits nachgab.

Clara löste das Blatt vorsichtig. Sie konnte die Schrift nicht lesen. Aber jemand hatte, mit Bleistift, in winziger Handschrift eine Übersetzung an den Rand geschrieben. Deutsch. Altmodisch, aber lesbar.

Sie las.

Es war ein Text über die Seele. Über Stufen, die die Seele durchläuft. Clara verstand nicht alles. Aber am unteren Rand stand ein Satz, und der war so klar, dass er keine Übersetzung brauchte:

Die Seele, die nichts mehr will, ist frei.

Clara stand still. Die Katze hinter ihr gähnte laut.

Sie las den Satz noch einmal.

Die Seele, die nichts mehr will, ist frei.

Etwas passierte. Nicht in ihrem Kopf. In ihrer Brust. Als hätte jemand eine Saite angeschlagen, die sie nicht kannte, von der sie aber sofort wusste, dass sie schon immer da gewesen war.

Nichts mehr wollen.

Clara, die jeden Tag damit verbrachte, mehr zu wollen. Mehr Effizienz, mehr Achtsamkeit, mehr Kontrolle, mehr Optimierung, mehr, mehr, mehr. Clara, die sogar das Loslassen optimierte, die eine App für Meditation hatte und eine KI, die ihr sagte, wann sie atmen sollte.

Nichts mehr wollen.

Der Gedanke war so fremd, dass ihr Körper darauf reagierte, bevor ihr Kopf es konnte. Ihre Augen wurden feucht. Nicht weil sie traurig war. Sondern weil der Satz etwas berührte, das unter all den Schichten von Optimierung und Funktionieren begraben lag. Etwas Weiches. Etwas Müdes. Etwas, das seit Jahren nicht mehr berührt worden war.

„Alles in Ordnung?“

Der Antiquar, ein älterer Mann mit einer Brille, die zu groß für sein Gesicht war, schaute um die Ecke.

„Ja“, sagte Clara. „Alles super. Voll im Flow.“

Die Worte kamen automatisch. Und zum ersten Mal hörte sie selbst, wie hohl sie klangen.

• • •

Sie kaufte das Buch. Drei Euro. Der Antiquar steckte es in eine Papiertüte und sagte: „Interessante Wahl. Den hatte lange niemand in der Hand.“

Clara nickte. Sie wollte etwas Kluges sagen, aber ihr fiel nichts ein.

Auf dem Heimweg hielt sie die Tüte fest, als könnte jemand sie ihr wegnehmen. In der U-Bahn setzte sie sich in eine Ecke und holte das Buch heraus. Sie betrachtete das Pergamentblatt, das sie wieder hineingelegt hatte.

Die angesengten Ränder. Die winzige Handschrift. Die Bleistiftübersetzung.

Wer hatte diese Übersetzung geschrieben? Wann? Wer hatte dieses Blatt aus einem Feuer gezogen, es aufbewahrt, eingeklebt, jahrelang in einem Antiquariat stehenlassen, damit Clara es an einem Samstagnachmittag finden konnte, an dem sie eigentlich gar nicht dort sein wollte?

Ihr Handy summte. Eine Notification: „Erinnerung: 16:00 Uhr Yoga-Kurs (Vinyasa Flow, Kraft & Hingabe).“

Clara sah auf das Pergament. Dann auf ihr Handy. Dann wieder auf das Pergament.

Sie wischte die Notification weg.

Zum ersten Mal seit sie denken konnte, ging Clara nicht zum Yoga.

Stattdessen fuhr sie nach Hause, setzte sich auf ihr Sofa, legte das Buch auf ihre Knie und tat etwas, das in ihrem durchgeplanten Leben nicht vorgesehen war:

Nichts.

Sie saß einfach da. Mit dem Buch auf den Knien und der Stille um sich herum. Und die Stille war so ungewohnt, dass sie ihr zuerst Angst machte.

Und dann, ganz langsam, begann sie sich anzufühlen wie etwas, das Clara schon sehr lange vermisst hatte.

Wie Ankommen.

## Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann entdecke die 25 Fragen, die du dir in der Kirche nie getraut hast zu stellen und wie Liebe zu deinem ständigen Begleiter wird. Hol dir jetzt das vollständige Buch.

**Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zur Bestellung zu gelangen:**



<https://amzn.eu/d/0aNWaNGB>

# Wie geht es weiter?

Weitere inspirierende Bücher und Leseproben findest du auf  
<https://www.innerearchitektur.com/>

